

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 40

Artikel: Erinnerungen einer Blindgeborenen
Autor: Dufau, P.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641269>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40 — 1918

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

5. Oktober

Stimmung.

Von Maja Matthey.

Es war ein regenschwerer Tag,
Der sich wie Blei auf meine Nerven legte,
Kein Sonnenblitz, kein Amfelschlag
Sich in den nassen Nebeldünsten regte —
Es war ein regenschwerer Tag — —

Und meine Seele trank die Not,
Die auf den reifen Erntefeldern hauste,
Und Weizen fraß, des Bauern Brot,
Sobald der Tropfensturm vorüberbrauste,
Und meine Seele trank die Not.

Aus der zerstörten Hoffnung stieg
Haswitternd auf der beutegierige Geier,
Und schrillte der Verwüstung Sieg
Zum Himmel, dessen grauer Trauerschleier
Aus der zerstörten Hoffnung stieg.

Es war ein regenfatter Tag,
Der schwer wie Blei auf meine Nerven drückte,
Bis durch den trüben Nebel brach
Dein Liebesglanz und meine Not beglückte —
Es war ein regenfatter Tag. —

Die Stimmung ward mir krankhaft trüb,
Aufklatschend schlug der Regen an die Fenster,
Ein jeder Tropfen war ein Hieb
Ins Herz und braute dumpfe Taggespenster,
Die Stimmung ward mir krankhaft trüb.

Und dann kamst du — ein goldner Glanz
Umspielte deine übertollen Hände
Wie Sonnenfunken, eh' sie ganz
Verglühen in dem Grau der Tageswende —
Und dann kamst du — ein goldner Glanz — —

Dein sorgsam mütterlicher Sinn
Hieß dich Orangen von dem Markte holen —
Nun huscht durch meine Stube hin
Auf tausendflüchtigflinken Sonnensohlen
Dein sorgsam mütterlicher Sinn.

Erinnerungen einer Blindgeborenen.

Nach dem Französischen des P. A. Dufau und einer Uebersetzung ins Deutsche von J. G. Anie bearbeitet von E. Grunder.

Einleitung.

Ums Jahr 1850 veröffentlichte der Franzose P. A. Dufau die nachfolgenden „Erinnerungen einer Blindgeborenen“. 1852 wurden diese Aufzeichnungen durch den blinden J. G. Anie ins Deutsche übertragen.

Wesentlich gekürzt übergeben wir die Aufzeichnungen der blinden Französin neuerdings der Öffentlichkeit. Wir bemühten uns jedoch, das meisterhaft gezeichnete Lebensbild der Unglücklichen nicht zu entstellen.

Mögen die „Erinnerungen“ der edlen Französin auch in dieser Form viel wohlwollende Leser finden und neuerdings „den Triumph veranschaulichen, welchen die menschliche Seele über die Gebrechlichkeit des Leibes und seiner äußern Organe zu feiern vermag“.

I. Teil.

Geboren wurde ich gegen Ende 1802 in einer kleinen Stadt Nordenglands. Mein Vater, Herr v. M., war ein Franzose.

Drei Monate nach meiner Geburt starb meine Mutter. Gleich darauf wurde ich von einer Augenkrankheit befallen, und ich verlor die Sehkraft schließlich ganz. Der schreckliche Ausgang meiner Krankheit erschütterte den Vater aufs Tiefste; er wurde aber seines Schmerzes Meister und tat das Gelübde, sein Leben ganz mir zu widmen. Er begab sich in Franche-Comté zurück auf sein Besitztum, das er nun selbst verwaltete.

Noch hatte ich mein erstes Lebensjahr nicht vollendet, als mir eine bedeutende Erbschaft in Ostindien zufiel.

Ich war schwach und zart; ich liebte mehr als ich lebte. Mein Vater, dadurch beunruhigt, glaubte, daß ein wärmeres Klima mir heilsam sein könnte. Er verkaufte seine Besitzung und wir begaben uns in den Südwesten Frankreichs. Das Schloß S. . . ., einer der schönsten Wohnsitze jener Gegend, war eben käuflich. Mein Vater erwarb es. Ich war 3jährig, als wir dahin übersiedelten.

Meinen neuen Wohnsitz habe ich so genau durchspäht, daß ich mir die Ansicht anmaße, ihn besser zu kennen als derjenige, der ihn nur gesehen hat.

Man stelle sich einen ausgedehnten Talgrund vor. Ihn durchzieht ein Bach, dessen von Weiden beschattete Ufer sich in zahlreichen Windungen hinziehen. Der Bach versiegt bei Hitze dergestalt, daß man sein kiesiges Bett fast überall berührt, wenn man den Arm bis an den Ellbogen eintaucht. Der Talboden ist reich bedeckt von fetten Kräutern.

Berläßt man den Talgrund, so tritt man ein in mannigfaltige Pflanzungen von Weinreben, Roggen und Mais, welche die Hügelhänge bedecken. Einem nordwärts gelegenen dichten Walde von Eichen und Fichten verdankt die Gegend eine milde Temperatur.

Das Schloß steht im Mittelpunkte der südlichen Hälfte des Tales auf einem von Gehölz umgebenen Hügel. Obgleich von neuerer Bauart, bezeugt doch ein Turm, dessen Zinnen unaufhörlich Wolken krächzender Raben umflattern, sein altes Bestehen als Lehensburg. Die Gemächer sind weit und in bequemem Zusammenhange. Die Nebengebäude bestehen aus einigen Häusern, von Pächterfamilien bewohnt, welche den Ertrag des Bodens mit dem Besitzer zu teilen haben. Von einer der Fassaden steigt man über eine gebrochene Freitreppe in einen viereckigen und von Gebäuden umgebenen Hof. Am Ende desselben gewährt ein Gitter den Ausgang in eine lange Allee von Hagebuchen, welche bis zu dem $\frac{1}{4}$ Stunde entfernten Marktsleden S. . . . führt. An der andern nach Südwest gekehrten Fassade erstreckt sich eine schöne, mit Pomeranzendäumen und wohlriechenden Sträuchern bedeckte Terrasse. Diese stößt an weitausgedehnte Wiesen mit hier und da eingestreuten Baumgruppen. Ein Geländer von Quadern begrenzt die Terrasse. Von da wird es mir leicht, an den Luftmassen, die bis zu meinem Angesichte herüberwogen, zu erkennen, daß sich das Land weit hin übersehen läßt, ohne daß der Blick im Raume bis zu der großen Wand der Pyrenäen einem Hindernisse begegnet.

In dieser ruhigen Zurückgezogenheit, in welcher mein Vater alles vereinigt hatte, was zur Annehmlichkeit des Lebens beitragen kann, unter dem Einfluß dieses milden und gesunden Klimas, festigte sich meine Gesundheit bald. Ich wuchs kräftig heran.

Einige Jahre verstrichen, ausschließlich den ersten Sorgen meiner leiblichen Erziehung gewidmet.

Während dieser Jahre und noch lange nachher lebte ich in vollkommener Unwissenheit über meinen besondern Zustand, indem ich von der Blindheit nicht die geringste Vorstellung hatte, mich überhaupt in allen Stücken denen, die mich umgaben, für ganz ähnlich hielt. Mein Vater wollte in dieser Hinsicht jede Entschleiерung so lange als möglich verzögern.

Aus unserm frühern Wohnort hatte der Vater zwei sehr zuverlässige Angestellte, die Cheleute Béraud, hieher

mitgenommen. Eines von diesen war beständig um mich, und so war von der Unbesonnenheit der Diensthofen nichts zu fürchten.

Da wir keine Erkenntnis von den Sinnen haben, als durch die Vorstellungen, welche sie uns verschaffen, so wird die Wahrnehmung eines Sinnes, der uns mangelt, auf keine Weise von selbst in unserem Verstande entstehen können. Sollte dies nicht unbestreitbar sein?

Versezte ich mich in Gedanken bis in jene Zeit meiner Kindheit zurück, wo meine noch unbestimmten und verworrenen Vorstellungen anfangen sich zu verknüpfen, und meinem denkenden Geiste Nahrung zuzuführen, so erinnere ich mich keines Unterschiedes, der mir aufgefallen wäre, sobald ich mich mit meinem Vater oder allen denen, in deren Mitte ich lebte, verglich. Meine Aufmerksamkeit erstreckte sich hierauf nicht; es schien mir, daß ich nur Augen hätte, um zu weinen. Ich hielt eine Blume in den Fingern, ohne im Geringsten zu vermuten, daß man etwas anderes mit ihr machen könne als sie beriechen oder entblättern. Die Wörter „blau“, „rot“ u. dergleichen bedeuteten mir nur einfach Beiwörter, welche man den Gegenständen hinzufügte, um sie zu unterscheiden. Mit einem Wort, ich war nur damit beschäftigt, das zu unterscheiden, was mir unter die Hand kam oder was mein Ohr berührte, ohne auch nur zu mutmaßen, daß es auch noch ein anderes Mittel gäbe, die äußeren Eigenschaften der Dinge zu erkennen.

Ich hatte, sobald ich stehen konnte, vollkommene Bewegungsfreiheit und konnte meine Kräfte an Allem üben, was mir vor die Füße oder in die Hände kam. Der Scharfsinn, mit welchem mein Vater begabt war, ließ ihn bald bemerken, daß die Natur den Erhaltungstrieb bei mir mit eigentümlichen Mitteln, mir das zu ersetzen, was mir fehle, müsse ausgerüstet haben. Ich habe nicht öfter die Gefahren und Zufälle, welchen die Kindheit ausgesetzt ist, erfahren, als sehende Kinder. Die Klugheit ist eben eine treue Gefährtin der Blindheit. Dieser Art der Erziehung verdanke ich es, daß ich trotz meines Gebrechens, welches mir unbesiegbare Hindernisse entgegenzusetzen schien, dennoch meinen sehenden Altersgenossen durchaus ähnlich wurde. Stets war ich lebhaft, lustig und zur Bewegung bereit, weil ich nicht vermutete, daß irgend etwas mich daran hindern könnte.

Mittlerweile waren fast 4 Jahre verfloffen, und mein Verstand begann zu erwachen. Man kann sagen, daß nichts jenes natürliche Streben der Seele nach Wissen besser enthüllt, als die ersten Jahre des blinden Kindes, wo man gleichsam der Geburt seines Verstandes aus der Leere leiblicher Finsternis beiwohnt. Meine Seele strebte, ihre Hülle zu verlassen.

Ich zeigte ein überraschendes Gedächtnis und befandete durch vielfältige, unablässige Fragen ein unabweisbares Bedürfnis nach Erkenntnis.

Mein Vater hatte davon gehört, daß in Paris in einer Anstalt blinde Kinder unterrichtet werden. Er reiste dahin. Der Direktor dieser Anstalt, Valentin Hann, war der Schöpfer einer ganz neuen, trefflichen Unterrichtsweise. Mein Vater machte sich während 2 Monaten mit der Lehrweise in der Anstalt bekannt.

Es war Zeit, daß er zurückkehrte. Denn diese Trennung hatte einen unerwarteten Eindruck auf mich hervorgebracht.

Trotz aller Mühe, die man sich gab, um mich zu zerstreuen, fiel ich unmerklich in einen, wie ich seitdem erfahren habe, bei Früherblindeten nicht seltenen Zustand der Erschlaffung. Ich war schweigsam und ruhig und verschmähte jene geräuschvollen Spiele, die vordem meine Freude waren. Ich beklagte mich über nichts, verkam aber von Tag zu Tag mehr.

Als ich des Vaters Lippen auf meiner Stirn, seine Tränen auf meiner Wange fühlte, da kehrten Frohsinn und Wohlsein wie durch Bezauberung mir wieder.

Um das für mich so kostbare Lastvermögen zu entwickeln und vor Schaden zu bewahren, wurden mir allerlei Vorsichtsmaßnahmen auferlegt. Jeder Körper, der die Empfänglichkeit der Lastorgane meiner Fingerspitzen beeinträchtigen konnte, war meiner Berührung entzogen. Meist trug ich weichlederne Handschuhe. Die Folge dieser Sorgfalt war, daß ich die feinsten Hervorragungen, das zarteste Geäder einer Oberfläche wahrnahm.

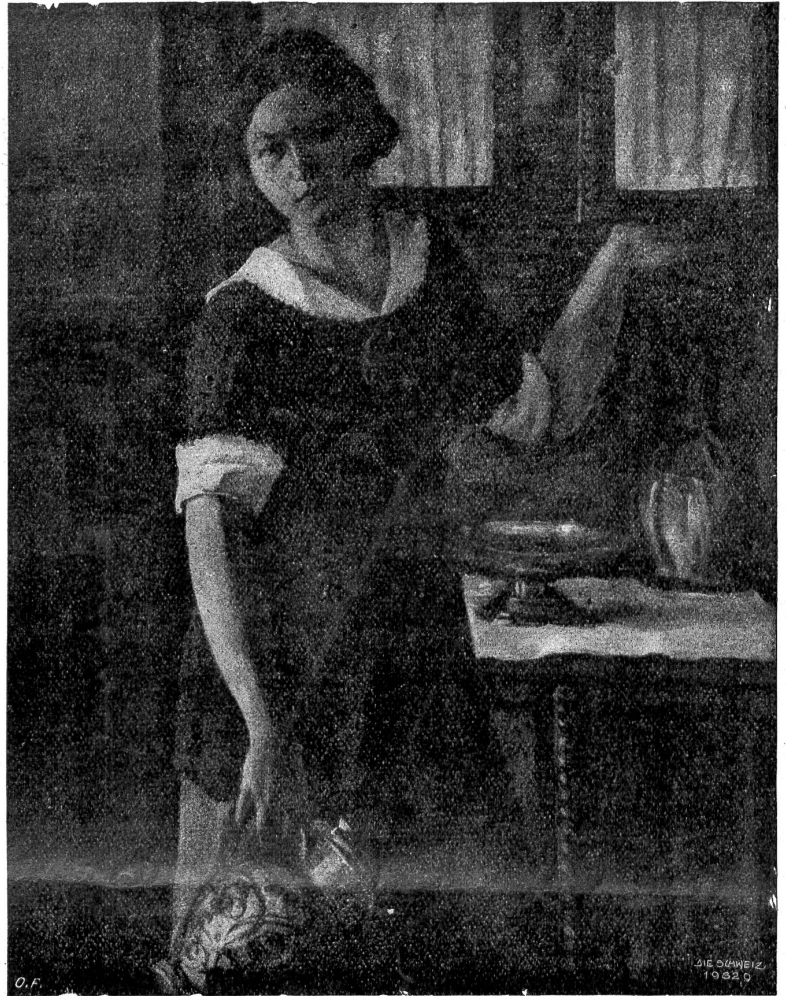
Man behauptet, daß diese ausgesuchte Empfindlichkeit der Haut mit den Jahren sich vermindere, und ich bin geneigt, es zu glauben.

Zuerst erlernte ich das Lesen mit Hilfe beweglicher metallener Schriftzeichen. Dann begann ich das Studium der Sprachlehre, darin mit einer Leichtigkeit arbeitend, die meinen Vater in Erstaunen setzte. Gleichzeitig beschäftigte ich mich mit Erdkunde an Hand von Karten, auf denen die Grenzklinien durch Eisendraht dargestellt waren. Dann kam an die Reihe die Geschichte, deren Erlernung durch mein starkes und sicheres Gedächtnis mächtig gefördert wurde. Dem mündlichen Rechnen folgte das schriftliche. Etwas später ging ich zu den Elementen der Naturwissenschaften über. Das war ein weites Feld, dessen Erforschung für mich unendliche Anziehungskraft hatte.

Im allgemeinen kann der Blinde sich nicht mit oberflächlichen und unvollständigen Begriffen begnügen. Er muß jeden Teil abge sondert durchspähen und das Ganze geduldig zusammensetzen. Daraus folgt, daß er etwas bestimmt oder gar nicht weiß.

Ordnung ist das Leben der Blindheit. Mein Vater wußte das. Meine Tageszeit war regelmäßig abgeteilt. Nur außerordentliche Umstände gestatteten eine Abweichung von der Tagesordnung.

Obgleich der Vater im Laufe meines Unterrichts bemüht war, alles zu vermeiden, was sich unmittelbar auf das Sehen bezog, so stieß ich doch notwendig bald hier, bald da auf diesbezügliche Ausdrücke, die meine Aufmerksamkeit weckten. Lange antwortete der Vater mir jeweilen mit nichts sagenden Erklärungen. Daran gewöhnt, mich seinem Willen zu unterwerfen, bestand ich nicht mehr darauf, sobald er gesprochen hatte. Ich hatte aber doch die unbestimmte Ahnung, daß hier irgendein Geheimnis walte.



Bildebrand: Mädchen mit Krug.

Mein größtes Glück bestand darin, etwas Neues zu machen, das man für Blinde als unausführbar erachtete. So lernte ich im Alter von 12 Jahren mit Eifer stricken, filtern und flechten.

Ich hatte seit frühester Jugend von Gott sprechen gehört. Gierig erfaßte meine jugendliche Vernunft die große Idee eines höchsten Wesens. Der Gedanke, daß meine Schwachheit seiner Unendlichkeit immer vor Augen sei, hatte etwas Tröstendes für mich. Ich glaube, daß ein solches Gefühl dem Blinden, der, durch seinen Mangel gewissermaßen von der Welt geschieden, ganz natürlich anderwärts eine Stütze sucht, besonders eigen sein müsse.

In meinen Bewegungen war ich völlig ungezwungen. Nur selten erlaubte ich mir, die Hände vorzustrecken, um die mir begegnenden Körper zu berühren. Der Blinde, der sich bemüht, den Eindruck wohl zu beachten, welchen die Annäherung eines Gegenstandes auf das Gesicht und besonders die Stirne macht, kann sich jener linksichen und unschönen Haltung ganz gut erwehren. Mit kaum glaublicher Genauigkeit konnte ich durch den Druck der Luft, die sich zwischen mir und einem Gegenstande befand, den Abstand desselben bemessen.

Die Wege und selbst die Fußsteige im Umkreise von 1—2 Stunden kannte ich so genau, daß ich mich nie verirrte.



Schaltuhr zur selbsttätigen Tarifumschaltung von Doppeltarifzählern.

Meine Ausflüge machte ich bisweilen zu Pferd. Ich ritt eine kleine, vortrefflich zugerittene Stute. Mit großer Gelehrigkeit folgte sie der Spur eines andern Reitpferdes, so daß man hätte meinen können, sie wisse, daß wir beide uns führen lassen müssen.

Meine Augen waren äußerlich unverfehrt. Man sah ihnen meine Blindheit nicht an.

Schlechte Verse machen ist sehr oft das beste Mittel, zu guter Prosa zu gelangen. — Ich machte meine schriftlichen Aufgaben im Kopf, verbesserte sie in gleicher Art, prägte sie meinem Gedächtnis Wort für Wort ein und schrieb sie erst dann auf, wenn ich ihnen die bestimmte Form gegeben hatte.

Mein Vater hielt besonders darauf, mir Gewohnheiten von strengster Wohlstandigkeit und äußerster Sorgfalt für meine Person beizubringen. Um keinen Preis wäre ich unordentlich gekleidet oder schlecht gekämmt erschienen. Bei Tische trug ich große Sorge, mich schicklich zu benehmen. Das erheischte eine ziemlich lange und nicht leichte Übung.

Die Zeit kam, wo ich in die Kenntnis der Literatur eingeführt wurde. Ich behielt ziemlich lange Poesien mit großer Leichtigkeit. Bald versuchte ich mich selbst im Versmachen. Anfangs war ich sehr stolz auf meine Kunst. Aber später gewann ich die Einsicht, daß diese Versuche wenig Wert haben mochten. Sobald ich strebte, nicht mehr Nachbeterin zu sein, wurde ich durch die Schwierigkeit, geeignete Bilder zu finden, gar sehr in Verlegenheit gesetzt. Diese fehlten mir entweder ganz, oder sie waren entlehnt. Offenbar entnahm ich sie stets einer mir fremden Welt von Eindringen. Daher hörte ich unmerklich auf, Verse zu machen und begnügte mich, die Anderer zu bewundern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Doppeltarif im Haushalt.

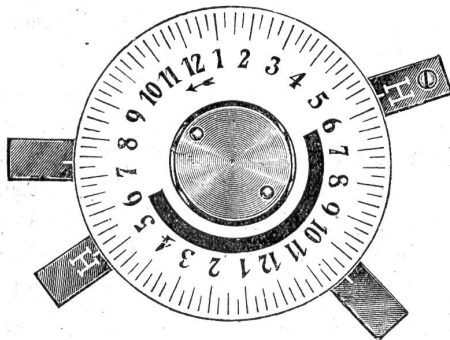
In unsern Tagen der Kohlen- und Gasknappheit spielt die Elektrizität im Haushalt eine immer wichtigere Rolle. Das elektrische Glätteisen ist zur Selbstverständlichkeit geworden; immer mehr bürgert sich auch das elektrische Kochen und Heizen ein. Der allgemeinen Einführung dieser zeitsparenden und bequemen Einrichtung stand aber bis vor kurzem der hohe Verbrauchstarif im Wege.

Im Bestreben, dem Publikum entgegenzukommen, fanden die Elektrizitätswerke eine Methode, die es ermöglicht, den Haushaltungen billigen Strom zu liefern für die genannten Gebrauchszwecke, ohne dabei zu Schaden zu kommen. Sie erfanden den Doppeltarifzähler, ein Instrument zum Messen des Stromverbrauches während bestimmter Tageszeiten.

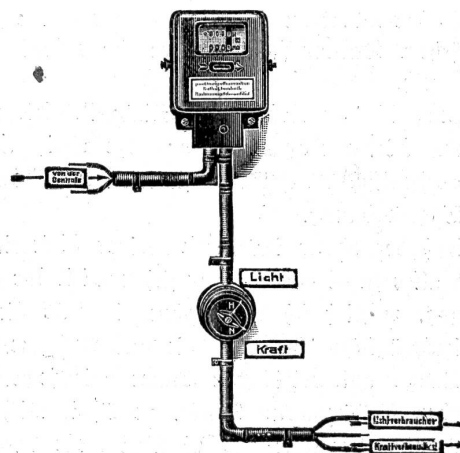
Man weiß, daß die Elektrizitätswerke, die ihre Kraft hauptsächlich zu Beleuchtungszwecken abgeben, am Abend und in der Nacht am meisten Strom liefern müssen, also am stärksten belastet sind. Während des Tages sind die

Stromerzeugungsmaschinen nicht voll beschäftigt; sie könnten weit mehr leisten.

Um diese Vollbeschäftigung und damit den rationellsten Betrieb zu erreichen, suchen die Kraftwerke das Publikum zum vermehrten Stromverbrauch während des Tages zu veranlassen eben dadurch, daß sie ihm billigere Tageskraft offerieren. Beim gewöhnlichen Tarif käme das elektrische Glätten, Kochen und Heizen zu teuer im Vergleich zum Glätten und Kochen mit Gas und Heizen mit Kohlen oder Holz. Um wirtschaftlich, d. h. nicht zu teuer zu sein, darf der Kilowattstundenpreis (ein Kilowatt = 1000 Watt; 1 Watt = 1 Volt \times 1 Ampère) nicht mehr als $\frac{1}{3}$ oder höchstens $\frac{1}{2}$ des Preises für 1 m³ Gas betragen. So ist der stadtbernerische Tarif für Tagesverbrauch (Glätteisen, Koch- und Heizapparate) mit 20 Cts. per Kilowattstunde dem gegenwärtigen Gaspreis von 50 Cts. per m³ angepaßt.



Tagesseibe einer Schaltuhr zur selbsttätigen Umschaltung von Doppeltarifzählern.



Schaltenschema einer elektrischen Anlage mit Doppeltarifzähler für Bandumschaltung.